

Yannic Han Biao
Federer

Pop- up

Literatur — Edition No. 01

Yannic Han Biao Federer

Essay von
Yannic Han Biao
Federer

Als ich ins Zimmer trete, die Schlüsselkarte in den Kartenslot stecke, gehen die Lichter an und der Fernseher, auf dem Bildschirm ein knisterndes Kaminfeuer. Ich stelle den Koffer auf den weichen Teppich, ziehe die Jacke aus, den verschwitzten Wollpullover, lasse mich aufs Bett sinken, nehme die FFP2-Maske vom Gesicht. Langsam geht es wieder, es muss das Frühlingswetter sein, nichts weiter.

Die Flammen, die glühenden Scheite, sie sind grobkörnig und verpixelt. Ich suche nach der Fernbedienung, weil mir dieses eindringliche Knistern und Knacken auf die Nerven geht, mich irgendwann sogar beunruhigt; einmal denke ich, während ich unter der Decke nachsehe, unterm Bett, zwischen den Zeitungen, dass auch dieser alberne Luxus die Waffen finanziert, die Bomben, dann denke ich, dieser Gedanke ist zu nichts zu gebrauchen, ist selbst schon ein Luxus und dekadent, dann denke ich, dass ich aufhören möchte zu denken, was aber nur der nächste Gedanke ist, ziehe schließlich den Stromstecker. Später sitze ich da, scrolle durch den Thread eines Militärexperten, er schreibt, Hiroshima sei heute eine lebenswerte Stadt.

Durch die Lamellen der Jalousie linse ich hinaus, überblicke die Dächer, sehe die Universitätskirche, das Gewandhaus, bald auch das Völkerschlachtdenkmal, es ist näher, als ich dachte.

Ich gehe auf und ab, die vier Schritte zwischen Tür und Fenster, esse dabei eine Banane, dann eine zweite, grüble darüber, wie die Veranstaltung wohl verlaufen wird, was wohl gefragt werden wird und was ich antworten werde.

Später dann, als ich die letzte Passage gelesen, den Applaus abgewartet und dabei höflich ins Publikum genickt habe, als ich einen Schluck Wasser aus dem Glas im Mund herumgehen lassen habe, später also eine Frage, die eigentlich nichts mit der Ukraine zu tun hat, meine Antwort aber schon.

Nachts mache ich einen Test, er ist negativ. Ich fotografiere ihn, als würde ich mir das Ergebnis noch einmal angucken wollen, weil ich mir zwischenzeitlich nicht mehr glaube, meiner Erinnerung oder was von ihr geblieben sein wird; ich mache das manchmal, ohne mir diese Aufnahmen je wieder anzusehen, aber es beruhigt mich zu wissen, dass ich es könnte, sollte ich mir später misstrauen.

Tags darauf in der Montagehalle, wo die Pop-up-Messe stattfindet, ich gehe von Tisch zu Tisch, schaue mir die Bücherstapel an, die Hefte und Broschüren, über uns ein Deckenkran mit Kabine. Draußen sagt jemand, eine Schaufensterpuppe habe darin gesessen, ich sage, ach echt? Später erinnere ich mich an diese Puppe, sie trägt Warnweste, einen Helm, vielleicht auch einen orangefarbenen Gehörschutz, sie steht mir deutlich vor Augen, dabei habe ich sie nie gesehen.

Im Zug eine ältere Frau mit schief sitzendem Mund-Nasen-Schutz, sie vertreibt erst mich und dann alle anderen, die meinen reservierten Sitzplatz einzunehmen versuchen, sie sagt, sie sei alt und gefährdet, sie ruft, wo ist der Schaffner!, sie will sich beschweren, weil der Zug so voll ist, es ist unverantwortlich, dass der Zug so voll ist, sie wäre nie eingestiegen, hätte sie gewusst, wie voll der Zug sein würde.

Ein paar Reihen weiter winkt mich ein Typ heran, zieht dabei seinen Rucksack vom Polster neben sich, er trägt Jogginghose und Kapuzenpullover, bald legt er seinen Kopf auf den Ausklappptisch, schläft ein, so lautlos, so regungslos, dass ich mich sorge, ihn einen Moment beobachte, ganz genau beobachte, nur um sicherzugehen, dass er noch atmet. Auf seinem Rücken ein Schriftzug: We belong in this world together.

Ich hatte Kontakt zu einer Person, die später positiv getestet wurde, ich schiebe mir ein Stäbchen in die Nase, traue dem Ergebnis nicht, zähle die Tage seit der Begegnung. Abends wasche ich mir gründlich die Hände, kuche mit FFP2-Maske, dann setze ich mich in den Flur, die Freundin issst am Küchentisch unter dem geöffneten Fenster, wir gucken Tagesschau, sie beschließen jetzt auch Odessa. Später schlafe ich zwischen Bücherstapeln im Arbeitszimmer, von draußen Stimmen, jemand weint, dann nichts mehr.

Das Exposé taugt nicht. Ich habe es vor Monaten geschrieben, aber es wirkt alt geworden, überholt, irgendwie unmöglich gemacht von einer Situation, in der alles in Bewegung geraten ist, die Strukturen und Verkrustungen der Dinge, der Institutionen, der Redeweisen, der Gewissheiten und Glaubenssätze, alles ist gänzlich verflüssigt und noch ist nicht abzusehen, in welcher Form sich all das aufs Neue sedimentieren wird, für Jahrzehnte. Einen Tag lang sitze ich da, starre auf meinen Entwurf, greife mehrfach zum Telefon, will anrufen und sagen, ich kann das nicht schreiben, es tut mir leid, ich weiß, ich weiß, na klar, na klar, ja, es tut mir leid, ich weiß, ja, Entschuldigung,

aber dann lasse ich das Telefon doch wieder sinken, jedes Mal. Abends schiebe ich mir wieder ein Stäbchen in die Nase, traue dem Ergebnis nicht, lüfte die Wohnung, setze eine Maske auf und koche, die Freundin kommt spät aus dem Büro, es war so viel zu tun. Sie isst schweigend, verschwindet bald im Bad; bevor sie ins Bett geht, winkt sie mir zu, zwinkert auch einmal, dann schließt sie die Tür. Am Fenster beobachte ich die Flugzeuge, ratlos kreisen sie über den Landebahnen, warten darauf, endlich sinken zu dürfen.

Ich hatte schreiben wollen über: Victor Klemperer, den Romanisten. Die Nazis drängen ihn aus dem Amt, enteignen ihn und seine Frau Eva, nehmen ihnen das kleine Häuschen in Dölschen, zwingen sie ins sogenannte Judenhaus. Er muss Schwerstarbeit leisten, beim Straßenräumdienst, in der Fabrik, trotz seiner Herzschwäche, und sie beide leiden Hunger, haben Todesangst, um sie her die fortwährenden Deportationen, die Suizide. Und Klemperer protokolliert das alles, notiert, was er beobachtet, was er hört und liest, was ihm zugetragen wird, sieht sich als Chronisten des Terrors. Und zugleich ist er Philologe geblieben, beschafft sich Zeitungen, Bücher, obwohl das immer gefährlicher wird, er seziert die Sprache des Dritten Reiches, die Lingua Tertii Imperii, so nennt er sie, um ihr großtuerisches Pathos zu parodieren, kurz: LTI. Und seine anwachsende, bestürzend exakte, ja noch heute unübertroffene Analyse versteckt er im Bücherregal, zwischen den wenigen Bänden, die ihm geblieben sind; nach und nach schmuggelt Eva sein heimliches Werk zu einer Freundin. Und während der regelmäßigen Hausdurchsu-

chungen der Gestapo-Schergen zittert er, ob sie die dicht beschriebenen Seiten finden werden, die sie noch nicht fortschaffen konnten, die ihm den Tod brächten und Eva, auch allen anderen, die er darin erwähnt haben mag. Einmal erwischen sie ihn mit einem Exemplar von Rosenbergs *Mythus des 20. Jahrhunderts*, schlagen ihm das Buch auf den Kopf, spucken ihm ins Gesicht, treten und ohrfei- gen ihn, doch Eva kann ihn retten, sagt, das Buch gehöre ihr. Sie keifen noch ein wenig, nennen sie ein *artvergessenes Weib*, weil sie sich mit einem Juden abgibt, dann trollen sie sich. Auf einem der unentdeckt gebliebenen Bögen vermerkt Klemperer: Wenn ich Rosenbergs „Mythus“ bei seinem Erscheinen 1930 gelesen hätte, ich hätte ihn bestimmt als Flämmchen gewertet, als Irrsinnsprodukt eines Einzelnen, einer kleinen deseiquilibrierten Gruppe. Ich hätte niemals geglaubt, dass das Flämmchen zünden – in Deutschland zünden könnte!

Ich hatte schreiben wollen über die etwas lieblos edierte Ausgabe, in der Klemperers Tagebücher heute vorliegen und unvollständig dazu, denn die Bände vor 1933 und nach 1945 sind seit Jahren vergriffen, nur antiquarisch zu haben. Ich hatte schreiben wollen über Klemperers 60. Todestag, der ziemlich unbeachtet verstrichen ist, am 11. Februar 2020. Ich hatte außerdem schreiben wollen über die LTI, das Buch, das Klemperer kurz nach dem Krieg, noch immer hungernd, von Krätze geplagt, aber doch zurück im Dölschener Häuschen, aus seinen geretteten Tagebuchseiten herausexzerpierte, das im jungen Aufbau Verlag erschien, im Juni 1947, vor 75 Jahren also, auch das ein Jubiläum, von dem ich nicht sicher bin, ob es beginnen werden wird.

Ich hatte schreiben wollen über meine Ratlosigkeit, weil Klemperers Tagebücher doch als rasend relevant und heutig gelesen werden müssten, wie er die politische Wirkmächtigkeit der nationalsozialistischen Sprache herausarbeitet und gegen sie anzukämpfen versucht. Und zwar mit nichts anderem als: Sprache. Einer anderen Sprache. Einer kritischen, einer hellsichtigen Sprache, die sich selbst nicht einfach so voraussetzt, sich nicht als schlicht gegeben sieht, als transparentes Medium, durchsichtig, neutral, unhintergehbar. Sondern als Teil dessen, was geschieht, was geschehen muss, wenn Wirklichkeit entsteht und Wahrheit. Oder umgekehrt: Wenn beides zum Verschwinden gebracht wird, in der Propaganda, in der Verfolgung, im Massenmord, im Krieg. Ich kann es nicht besser sagen als er, niemand kann das, deswegen soll er es sagen. Sein Eintrag im März 1942 beginnt mit dem Schlagwort *LTI*, mit dem er jeden Absatz markiert, der später zu exzerpieren sein wird, sollten sie beide, die Seite und er, die Nazis überleben. Er lautet also: *LTI. Die Sprache bringt es an den Tag. Bisweilen will jemand durch Sprechen die Wahrheit verbergen. Aber die Sprache lügt nicht. Bisweilen will jemand die Wahrheit aussprechen. Aber die Sprache ist wahrer als er. Gegen die Wahrheit der Sprache gibt es kein Mittel.*

Ich hatte schreiben wollen über die linken Theorien der 60er- und 70er-Jahre, die den Begriff der Wahrheit zu destabilisieren versuchten, weil sie ihn als Auswuchs und Fortsatz der Macht sahen, weil sie seine Destabilisierung als Emanzipation verstanden, als Befreiung. Und wie sie es auch nannten, ob Diskurs, Dispositiv, Différence, das Symbolische oder das Imaginäre, eigentlich meinten sie

den fragilen sozialen Prozess, mit dem Menschen Wirklichkeit hervorbringen, sich auf sie einigen, als zeitweiligen Konsens. Und ich hatte darüber schreiben wollen, wie vielen heute der Kampf gegen Populismus und Fake News nur sinnvoll, nur machbar erscheint, indem sie doch wieder auf die Faktizität der Fakten pochen, die einfach der Fall sind, gegeben und wahr. Auf den Lug und Trug der Alternative Facts also mit einer Gegenwahrheit antworten. Dabei aber nur dem Inhalt nach widersprechen, nicht aber der Form nach. Denn die Alternative Facts sind nicht so alternativ und optional, wie ihr Name glauben macht, bald schon zeigen sie sich unduldsam, raumgreifend, dogmatisch. Ich hatte schreiben wollen: die Überführung des vielgestaltigen, komplizierten, schwer zu überblickenden Gesprächs, das wir Gesellschaft nennen und das allerlei eigenlogische Seltsamkeiten hervorbringt, die von keinem zentralen Punkt aus zu überblicken sind, dass die Überführung dieses bunten, quirlichen oder eben anstrengenden und nervenaufreibenden Durcheinanders in eine exakte, kalte, klare Formation von Wahrheit und Gegenwahrheit, von Freund und Feind, dass diese Umformung oder Abschichtung oder kriegerische Zertrümmerung die eigentliche Absicht ist, das eigentliche Ziel ist, das den Faschistinnen und Faschisten vorschwebt.

Ich hatte auch schreiben wollen von Sternchen und Doppelpunkten und glottalem Verschlusslaut, von geschlechtergerechter Sprache also, in der doch noch ein Residuum dieser klugen Theorien zu finden ist, die anderswo in Vergessenheit geraten, weil, was soll geschlechtergerechte Sprache anderes sein als die Gewissheit, dass Sprache

wirklichkeitsstiftend ist und nicht transparent und gegeben oder gar vererbt.

Ich hatte Albrecht Koschorke zitieren wollen, den Germanisten aus Konstanz, der es als zivilisatorisches Gebot sieht, die Wahrheitsfrage zu suspendieren; pluralistische Gesellschaften seien geradezu darauf angewiesen, sie zu kanalisieren, in Rechtswege, Fußnotenapparate, Abstimmungsverfahren. *Das gilt zumal für moderne Demokratien*, resümiert er trocken, *die einen (streng genommen unmöglichen) Mittelweg zwischen Wahrheit und Mehrheit, zwischen wissenschaftlich als Tatsache Anerkanntem, massenmedial Zumutbarem und politisch Durchsetzbarem zu finden haben.*

Morgens trete ich aus dem Haus, nehme das Auto. Es ist schon warm, als ich auf den Parkplatz trete. Im Container ein Mann mit vielen Tattoos, ich sage, hi, er blickt nicht auf, sagt nur: Personalausweis. Dann hackt er in seinen Laptop, reicht mir eine Nierenschale, in der ein Röhrchen mit QR-Code liegt. In der Kabine steht sein Kollege in Plastikschrürze, ich würde am Wattebausch, dann wanke ich hinaus.

Tagsüber sitze ich wieder über aufgeschlagenen Büchern, schaue aber aus dem Fenster, schaue an die Wand, dann Nachrichten, sie zeigen Ruinen, Explosionen, Menschenkörper unter schmutzigen Wolldecken. Das Telefon klingelt, später noch einmal, aber ich gehe nicht ran, es könnte jemand sein, der sich nach dem Text erkundigt.

Am Abend warte ich noch immer auf den Laborbefund, aktualisiere meine Mails, bis der Server streikt, mache

einen Schnelltest, traue dem Ergebnis nicht, lüfte, wasche mir die Hände, als die Freundin kommt, setze ich mir die Maske auf und beginne zu kochen.

Beim Kochen denke ich über die Vergeblichkeit nach oder zumindest über die Schwierigkeit, jetzt über Populismus schreiben zu wollen, über Verschwörungsmythen, völkische Ideologie, jetzt, in diesem Moment, wo sich die Populistinnen und Verschwörungsmythologen, die Verfassungsfeinde und ihre bürgerlichen Fassadenträgerinnen im heillosen Chaos befinden, weil Wladimir Putin als Fixstern ihrer autoritären Rhetorik nun eben ausfällt oder irgendwie neu reintegriert werden muss; sie winden sich in ihren Erklärungen und Statements, sie sind verzweifelt, suchen nach neuen Erzählungen, nach neuen Erzählsträngen, die sie anderen um den Hals knüpfen können, bis sich diese langsam und gemächlich zuzuziehen beginnen. Und wie über diejenigen politischen Kräfte schreiben, die sonst Gegenstand dieser Rhetorik sind, Ziel und Feind dieser Rhetorik sind, die sich wehren müssen, wehren sollten, um sich nicht von ihr treiben zu lassen oder sich ihr gar anzuvverwandeln, und die jetzt aber anderes zu tun haben? Zum Beispiel Pipelines außer Betrieb nehmen. Waffen liefern. Geflüchtete aufnehmen. Sanktionen verhängen. Und durchhalten. Und verstärken. Wie über all das schreiben, wo alles im Fluss ist, nichts abzusehen?

Im Juni 1945 ist Klemperer zurück im Dölzschen Häuschen, Eva auch. Beim Durchsehen der *Deutschen Volkszeitung* notiert er ein neues Kürzel ins Tagebuch, es heißt LQI, für: Lingua Quarti Imperii.

Im August 1945 notiert Klemperer: *Ich sehe keinen Unterschied (außer dem Vorzeichen) zwischen LTI und LQI.*

Im November 1945 steht Klemperer am Schreibtisch, hadert über dem Formular zur Aufnahme in die KPD, er fragt sich, ist er feige, wenn er eintritt, oder feige, wenn er nicht eintritt?

Im Juli 1950 sitzt Klemperer beim SED-Parteitag. Die Stimmung aller hinreichend, wirklich mich mitreißend. Im Untergrund immer: Es ist wie Nürnberg, aber diesmal bist du selber bei der Partei und oben – aber dann auch immer: Diesmal ist es bei Gott die Sache der Menschheit und des Guten.

S. 9, artvergessenes Weib ...
Juden abgibt:
Victor Klemperer, Ich
will Zeugnis ablegen bis
zum letzten. Tagebücher
1942-1945, hrsg. v. Walter
Nowojski unter Mitarbeit
von Hadwig Klemperer,
1. neu durchgesehene
Auflage 2015, Berlin:
Aufbau Verlag, S. 98.

S. 9, Wenn ich Rosenbergs
„Mythus“ ...: ebd., S. 92.

S. 10, LTI. Die Sprache
bringt
es ...: ebd., S. 47.

S. 12, Das gilt zumal für
moderne Demokratien:
Albrecht Koschorke,
Das Mysterium des
Realen in der Moderne,
in: Auf die Wirklichkeit
zeigen. Zum Problem der
Evidenz in den Kultur-
wissenschaften. Ein
Reader, hrsg. v. ders.,
Helmut Lethen,
Ludwig Jäger, Frankfurt
a. M./New York: Campus
Verlag, S. 13-38,
hier: S. 26.

S. 13, LQI: Victor
Klemperer, So sitze ich
denn zwischen allen
Stühlen. Tagebücher
1945-1949, hrsg. v. Walter
Nowojski unter Mitarbeit
von Christian Löser,
Berlin: Aufbau Verlag
²1999, S. 26.

S. 14, Ich sehe keinen
Unterschied ...: ebd., S. 76.

S. 14, Die Stimmung aller
hinreichend ...: Victor
Klemperer, So sitze ich
denn zwischen allen
Stühlen. Tagebücher
1950-1959, hrsg. v. Walter
Nowojski unter Mitarbeit
von Christian Löser,
Berlin: Aufbau Verlag
²1999, S. 63.



© Heike Steinweg/
Suhrkamp Verlag

Yannic Han Biao Federer
geboren 1986

Studierte Germanistik
und Romanistik in Bonn,
Florenz und Oxford.

Er erhielt zahlreiche
Stipendien und
Auszeichnungen,
darunter der 3sat-Preis
bei den Tagen der
deutschsprachigen
Literatur 2019.

Er lebt als freier
Autor in Köln und
wurde für seinen Roman
Tao (Suhrkamp 2022)
mit einem Arbeits-
stipendium gefördert.

Kunststiftung
NRW

